



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

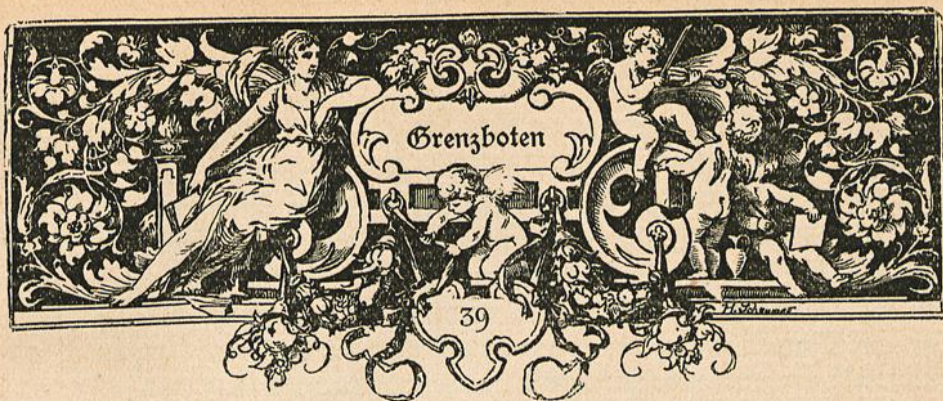
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Buchheim, Karl: Alte und neue Politik

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Alte und neue deutsche Politik

Von Dr. Karl Buchheim



Wir haben den Vorzug genossen, eine Weltwende mit vollem Bewußtsein zu erleben. Denn es ist kein Zweifel, daß für den ganzen europäischen Kulturkreis in den schwülen letzten Julitagen von 1914, in jener angstvollen Spannung vor dem Ungewissen, das die nächsten Wochen bringen sollten, eine Geschichtsepoch zu Grabe stieg und eine neue heraufkam. Heute fühlt man sich von allem, was jenseits des Kriegsaugusts liegt, unendlich weit entfernt durch die Fülle des Neuen, das wir seitdem erlebt haben, durch den unermesslichen Inhalt dieser gewaltigen zwei Jahre. Wir Deutschen hatten uns gewöhnt, etwa im März 1890 bei dem Rücktritt Bismarcks aus seinen Ämtern den letzten Einschnitt unserer Geschichte zu machen. Was diesseits lag, das war unsere Zeit, das empfanden wir fast allgemein als unsere politische Gegenwart. Diese Gegenwart machte nun der Weltkrieg mit einem Schlage zur Vergangenheit, und wir haben demselben Stoff gegenüber, der eben noch in unseren Zeitungen aktuell war, das Gefühl gewonnen, aus Zeitgenossen in Historiker verwandelt zu sein. Eine eigenartige seltene Gunst ist damit denen zuteil geworden, die bemüht sind, aus der Geschichte für die Politik und aus der Politik für die Geschichte zu lernen. Sonst reicht oft wohl kaum ein Menschenleben hin, um gegen Zeiten, die man selbst durchlebt hat, einen gewissen Grad historischer Objektivität zu gewinnen. Uns macht eine riesengroße Katastrophe des Völkerdaseins die Aufgabe verhältnismäßig leicht, Ereignisse und Kämpfe, die erst vor wenigen Jahren unsere Leidenschaften in Anspruch nahmen, als reine Vergangenheit zu betrachten, wenn wir nur dem natürlichen Gefühl folgen, daß die Zeit, die seit dem Weltkrieg angebrochen ist, auch wirklich eine neue sei. Wer heute Gelegenheit hat, der nehme einmal alte Zeitungen zur Hand! Nur wenige Jahre sollen sie zurückliegen. Man nehme Blätter aus den Monaten, wo sich bei uns die

Gemüter um Marokko erhitzten, aus der Zeit, wo die Türken bei Adrianopel und Tschataldscha um ihr Reich kämpften, oder wo der Bukarester Friedenskongreß die Dinge am Balkan für immer ordnen wollte, und werde sich einmal klar darüber, wieviel von dem heute noch gilt, was damals als der politischen Weisheit letzter Schluß erschien. Die Logik der Geschichte behandelt die Logik der Menschen mit einer grandiosen Ironie: selbst im tiefsten gewaltigen Antlitz des Weltkriegs spielt noch etwas wie das leise Lächeln davon. Wer im Marokkohandel den Bankrott deutscher Politik, wer angefichts des Tschataldscharingens das Ende der Türkei prophezeite, der muß doch von diesem Lächeln im Gesicht des Weltkriegs etwas spüren. Und suchte es nicht eben wieder einmal in den Augen des Kriegsgottes, als wir uns über die „Kriegsziele“ in die Haare geraten wollten, und auf einmal alles verstummen mußte, als das Fanal der rumänischen Kriegserklärung aufleuchtete, um uns zu zeigen, wie wenig es an der Zeit sei, sich um die „Ziele“ zu streiten, wo eben ein neuer Anfang des blutigen Tanzes gemacht werden mußte!

Solche Gedanken drängten sich mir auf, als ich in diesen Tagen das Buch von Daniel Frymann „Wenn ich der Kaiser wär“ wieder in die Hände bekam. „Politische Wahrheiten und Notwendigkeiten“ heißt es im Untertitel und „Viel Feind — viel Ehr!“ steht als Spruch auf dem ersten Blatte. Nun, was dieses leicht hingeworfene Motto zu bedeuten hat, das haben wir erst durch den Krieg erfahren: Viel Ehr', das heißt auch viel Blut und viele Tränen! Das Buch ist 1912 erschienen und wollte wahrscheinlich nur der Politik des Tages dienen. Es ist damals reichlich beachtet und gelesen worden, denn der vierten Auflage, dem sechzehnten bis zwanzigsten Tausend, gehört das Exemplar zu, das vor mir liegt. Im Weltkrieg noch gelesen zu werden wird es wohl nicht beanspruchen, trotz des selbstbewußten Untertitels. Dennoch wäre es vielleicht gut, wenn ein solches Buch einmal nicht mit seiner Epoche völlig verschwände, wenn manche von denen, die es seiner Zeit mit leidenschaftlicher Anteilnahme für oder wider gelesen haben, diese „politischen Wahrheiten und Notwendigkeiten“ heute noch einmal prüften, nachdem uns der Krieg in seine politische Schule genommen hat.

Das Buch „Wenn ich der Kaiser wär“ war der Ausdruck einer politischen Stimmung, die unmittelbar vor dem Kriege in weiteren Kreisen des deutschen Bürgertums nicht ohne Echo geblieben ist. Weniger der Inhalt des Buches an sich, als die breitere Resonanz, die ihm geworden ist, mag es rechtfertigen, daß ich überhaupt und gar heute noch von ihm zu sprechen unternehme. Diese Stimmung war mit den politischen Leistungen der Reichsregierung von ihrem Standpunkt aus ebenso radikal unzufrieden, wie die Sozialdemokratie auf Grund ihrer prinzipiell ablehnenden politischen „Weltanschauung“. Man hielt die Regierung nach innen wie nach außen für zu schwach und vermißte insbesondere greifbare Erfolge unserer auswärtigen Politik. Wer entweder mit seinem Geldbeutel und seiner Arbeit oder auch bloß mit seiner Begeisterung Anteil an der

riefigen wirtschaftlichen Expansion des im neuen Reich geeinten deutschen Volkes nahm, wer an der Geltung der deutschen Flagge auf den Weltmeeren seine Freude hatte und aus eigener Erfahrung oder auch nur auf Grund seiner historischen Durchschnittsbildung gelernt hatte, daß wirtschaftlicher Einfluß Macht bedeute, daß aber wiederum diese Macht nur durch politische und Kriegsmacht erhalten werden könne, der konnte leicht zu der Meinung kommen, daß unsere politische Expansion zu der wirtschaftlichen in einem Mißverhältnis stehe. Das Bürgertum, daß durch unerhörten wirtschaftlichen Fleiß und glänzende ökonomische Siege reich geworden war oder wenigstens Familien aus seiner Mitte hatte reich werden sehen, mußte politisch ein anspruchsvolleres Geschlecht werden als das, das einst von der schwarz-rot-goldnen Tricolore geträumt, das nur die deutsche Einheit ersehnt und von dem Gedanken einer „Expansion“ keinen Begriff gehabt hatte. Eben hatte man von Bismarck gelernt, daß die deutsche Frage nur mit Blut und Eisen gelöst werden konnte, daß man also die allzu ideologischen Gedanken über Politik beiseite zu lassen habe. Und nun sah man sich schon zu einer Weltpolitik berufen, nun trieb uns schon die deutsche Wirtschaft aufs Meer hinaus und an ferne Küsten, nun galt es schon außerhalb des alten Europa einen „Platz an der Sonne“ zu erwerben. Kein Wunder, wenn uns die alte Lektion noch im Ohre klang, und viele ohne weiteres glaubten, nun könne auch die neue Weltpolitik nur in Blut und Eisen Erfolg haben. Natürlich haben sie an sich ganz recht. So wenig wie einst die deutsche Frage können auch die Fragen der Weltpolitik in letzter Linie anders gelöst werden als durch Blut und Eisen. Aber sie müssen erst für solche Lösung reif werden. Die Zeit muß erst erfüllt, die Mittel des Friedens erschöpft, die Instrumente des Krieges bereit gestellt sein. „Ultima ratio regis“ steht auf den Kanonen. Es gab aber Leute unter uns, bei denen die Kanone immer gleich prima oder secunda ratio war. Der Bismarckgeist, dessen Bedeutung in Vergangenheit und Gegenwart ich erst kürzlich in den Grenzboten zu würdigen versucht habe (Nr. 36 d. J.), wirkte im allgemeinen zwar segensreich, aber auf manche wohlmeinende und gerade gebildete Leute doch verwirrend, insofern er sie zu einem ungerechten Urteil über unsre weltpolitische Staatskunst veranlaßte. Man verlangte vom deutschen Reichskanzler viel zu häufig ein Auftreten in Kürassierstiefeln und vermischte in den Reden des „neuen Kurses“ immer wieder die Bismarcksche Fraktur. Bismarck selber ist weit entfernt gewesen, immer Fraktur zu reden; er verstand sich ausgezeichnet auch auf die sanften Register der Staatskunst und auf die diplomatische Leisetreterei. Sonst wäre er ja nicht ein so großer Diplomat gewesen. Aber das hatte die Bismarcklegende vergessen und nur das Wort vom Blut und Eisen oder das von den Deutschen, die nichts, aber auch gar nichts anderes als Gott fürchten, haftete im Gedächtnis. So entstand in uns angehenden Weltpolitikern viel zu sehr das Gefühl, wir brauchten nur zu wollen, um aller Welt voran zu sein, wir brauchten nur zuzuschlagen, um allen Völkern einen heiligen Schrecken einzuschleusen, wir brauchten nur

zugreifen, um uns unseren Platz an der Sonne zu nehmen. Gewisse Übertreibungen von der ganz besonderen Bedeutung der germanischen Rasse auf Erden, und gewisse anspruchsvolle Prophezeihungen von der Rolle der deutschen Kultur in der Welt kamen hinzu, um das falsche weltpolitische Augenmaß noch verbreiteter zu machen.

So ist die Stimmung entstanden, in der die Ausführungen Frymanns wurzeln, und die seinem Buche die weite Verbreitung verschafft hat. Der Krieg hat uns inzwischen belehrt, daß wir der Anspannung aller Kräfte bedürfen, um uns wirklich durchzusetzen. Als es vor zwei Jahren mißlang, Frankreich im ersten Anlauf niederzuwerfen, da erkannten wir erst, daß von einem bloßen Inbesitznehmen der Weltmacht keine Rede sein könne; und als vor kurzem Rumänien die Waffen wider uns erhob, da kam uns zu Bewußtsein, welche ungeahnten Schwierigkeiten unserm Ringen immer von neuem erwachsen. Wenn's nach der Meinung von Frymann gegangen wäre, dann hätten wir längst schon mal fest zugreifen und Krieg führen sollen, spätestens in der Marokkokrise 1911. Aber hätten wir den Weltkrieg, der sich etwa wegen Marokko entzündet hätte, ebensogut ertragen, wie den jetzigen? Hätte damals das deutsche Volk auch nur halb so willig die Leiden des Krieges auf sich genommen wie heute? Der Fürstenmord von Serajewo war ein Schlag, den jeder unter uns gefühlt hat, auch der Bauer und der Arbeiter. Das Interesse, das wir an Marokko hatten, war bei weitem dem Volke nicht so verständlich. Es wäre höchst unbismarckisch gewesen, um Marokko Krieg zu führen, denn Bismarck redete, wie man weiß, nicht bloß Fraktur, sondern wog auch sehr sorgfältig das für gröbere Sinne Unwägbare: die „Imponderabilien“. Man wende nicht ein, daß Bismarck ja den Krieg von 1866 gegen den Willen des Volkes geführt habe. Das ist wohl wahr, aber er wagte es nur, weil er Österreich vorher diplomatisch völlig isoliert hatte, und weil er wegen der Güte des preußischen Heeres auf einen besonders raschen Sieg vertraute. Auch so war das Wagnis noch ungeheuer groß, und die Schnelligkeit des Schlages von Königgrätz war Bismarcks größtes Glück. Daß ein Krieg um Marokko nicht unter den Voraussetzungen des Kampfes von 1866 hätte geführt werden können, war jederzeit klar.

Da sagten nun die Leute, deren Stimmung Frymann Ausdruck gab, das sei eben leider nie zu erwarten, daß ein Krieg um Deutschlands Weltmacht mit den Sympathien der Massen des Volkes geführt werden könne. Dafür fehle dem Volke ewig das Verständnis. Darum schlug Frymann eine Reichsreform vor, die durch offenen Staatsstreich den Einfluß der Massen brechen und dem besitzenden und gebildeten Bürgertum das entscheidende Gewicht bei den Wahlen geben sollte. Frymann nannte sich einen „Altliberalen“, und gehörte zu den Leuten, die absolut von der einseitigen Art ihres in der Reichsgründungszeit und in gewissen Übertreibungen Treitschkes und verwandter Politiker wurzelnden Patriotismus nicht umlernen wollten. Er kannte gegenüber der Sozialdemokratie kein anderes Rezept als Totschlagen. Hätte sich eine

Frymannsche „Reichsreform“ in diesem Kriege wirklich bewährt? Nutzt nicht die Mitarbeit vieler sozialdemokratischer und gewerkschaftlicher Organisationen jetzt viel mehr, als wenn wir ihren bösen Willen und ihre Verbitterung zwingen müßten? So verkehrtes Urteil über Millionen deutscher Mitbürger, wie es sich Frymann geleistet hat, darf in unserer inneren Politik nach dem Kriege niemals wiederkehren. Auch eine solche angeblich „nationale“ Rechtshaberei gegenüber den Elsaß-Lothringern nicht mehr, die soweit ging, daß sie behauptete, der Reichskanzler von Bethmann Hollweg gehöre vor einen Staatsgerichtshof, bloß weil er den Versuch gemacht hatte, im Reichslande mit einer Verfassung zu regieren (Frymann S. 18).

Wir wollen nicht billige Kritik üben gegen ein Buch, das unter ganz anderen Voraussetzungen geschrieben ist. Deswegen lasse ich das meiste, vor allem auch die antisemitischen Tendenzen des Verfassers ganz beiseite. Es handelt sich ja hier nicht um eine verspätete Würdigung des Buches, sondern ich möchte zeigen, wie anders unser Standpunkt in Fragen der inneren und auswärtigen Politik geworden ist, wie weit wir von den politischen Leidenschaften der Zeit vor dem Kriege entfernt sind. In dem Tone Frymanns kann heute niemand mehr unter uns reden. Der Verfasser selbst ist einsichtig genug gewesen, um wenigstens nebenher anzudeuten, daß ein großer Krieg die Voraussetzungen seines Buches beseitigen könne. Die große Leidenschaft des Krieges hat die kleinen Leidenschaften vorangusslicher Polemik ausgelöscht. Die deutsche Politik bis 1914 ist trotz ihrer zeitlichen Nähe für uns Geschichte geworden.

Das Auge des Historikers sieht aber denn doch die Linien der nachbismarckischen Politik klarer als das des Polemikers und des zu recht oder unrecht besorgten Patrioten. Mit gutem Grunde hat einer der Hauptträger der nachbismarckischen Politik, unser Altreichskanzler Fürst Bülow, den jetzigen Zeitpunkt benutzt, um als Historiker über seine eigene Regierungstätigkeit Bericht zu erstatten. Ein Wort zur rechten Stunde von den Lippen eines Berufenen an uns ist dies in diesem Jahre erschienene Buch des Fürsten über „Deutsche Politik“. Wir schwer es dem deutschen Volke in Wirklichkeit gemacht wird, sich in der Welt durchzusetzen, das spürt das ganze Volk erst heute am eignen Leibe, wo der Krieg ihm seine Lehren aufzwingt. Vorher haben wir die Aufgabe oft für zu leicht gehalten, sonst hätten nicht Bücher im Tone des Frymannschen bei uns geschrieben werden können. Offenbar gewinnt man aber von der Regierung den Eindruck, daß sie doch, wie es ihr ja auch zukommt, ein richtigeres Augenmaß gehabt hat. Das Deutsche Reich ist nach seiner Gründung und Befestigung nicht aus eignem freien Willen in die Weltpolitik hineingegangen, sondern es ist den wirtschaftlichen Eroberungen seines Handels und seiner Industrie gefolgt. Bismarck ging nur ganz zögernd über die gewohnte europäische Kontinentalpolitik hinaus. Er hat die Zeit reif werden lassen und seinen Nachfolgern die großen neuen Aufgaben vorbehalten. Fürst

Bülow sagt mit Recht: Um unsere wirtschaftliche Expansion zu sichern, brauchten wir vor allem eine Flotte. Erste Aufgabe unserer Weltpolitik war daher nichts anderes, als den Ausbau dieser Flotte gegenüber dem Mißtrauen Englands durchzuführen. Wie nun, wenn wir durch allzu aggressive Politik England irgendeine Handhabe geboten hätten, uns den Krieg zu erklären und unsere Flotte zu vernichten, ehe sie stark genug war, um ihm zu widerstehen! Darum war in der Tat große Zurückhaltung bei den auswärtigen Verwicklungen für Deutschland geboten. Unsere für viele enttäuschende Haltung im Burenkrieg, während des russisch-japanischen Konfliktes, unsere Zufriedenheit mit dem gewiß an sich begrenzten Erfolg in Algieras erklären sich so. Der Ausbau der Flotte war nicht früher weit genug fortgeschritten als etwa bei Ablauf der Amtszeit des Fürsten Bülow. Die Hauptsache war aber, daß er überhaupt gelang. Daß er nicht schneller vorwärts ging, lag vor allem auch an innerpolitischen Widerständen. Man konnte vom deutschen Volke nicht verlangen, daß es den ungewohnten Aufgaben der Weltpolitik gleich in allen seinen Teilen mit Verständnis gegenübertrat. Die Parteien mußten erst nach und nach dafür erobert werden: Nationalliberale und Konservative zuerst, bald auch das Zentrum, zuletzt endlich der Freistnn. Ungefähr seit den Blockwahlen von 1907 waren die bürgerlichen Parteien in Fragen der nationalen Expansion und der Wehrkraft einig. Auch das ist als ein großer Erfolg unserer Weltpolitik zu betrachten, der uns nicht von selber in den Schoß fiel. Im Weltkrieg selber ist nun auch der größere Teil der noch fehlenden Sozialdemokratie in die nationale Phalanx eingeschwenkt.

Nachdem der Bau der Flotte durchgeführt, und die deutschen Parteien für die Weltpolitik gewonnen waren, brachte uns die bosnische Krise von 1908 den dritten großen Erfolg. Als Deutschland seine seit Jahrzehnten fest begründete Kontinentalmacht in die Waagschale warf, zerriß das Gewebe der Einkreisungspolitik Eduards des Siebenten, und Österreich-Ungarn setzte seine Ansprüche gegen die feindlichen Mächte durch. Der Bund der beiden Zentralmächte hatte seine Feuerprobe bestanden, und der Versuch Englands, Deutschland durch überlegene Diplomatie matt zu setzen, war gescheitert. England hat diesen Versuch nicht wiederholt. Von da an war es klar, daß Deutschland, wenn überhaupt, nur durch Waffengewalt würde niedergezwungen werden können. Als sich durch den Ausbruch des Weltkrieges dazu Gelegenheit fand, da hat allerdings England diese benutzt. Der vierte bedeutende Erfolg unserer Weltpolitik endlich ist errungen worden in unserer türkenfreundlichen Orientpolitik, die seit dem Kaiserbesuch in Jerusalem und Damaskus konsequent durchgeführt worden ist, der auch letzten Endes die Kaiserrede in Tanger und unsere Haltung während der Balkankriege gedient hat. Der Weltkrieg hat gezeigt, daß die unter uns doch recht behalten haben, die das Vertrauen auf unsere türkische Hypothek nicht verloren, obwohl gerade manche unserer „nationalen“ Zeitungen in den Tagen der Tschatalschakämpfe reichlich kleinmütig den „jugendkräftigen“ Balkanstaaten in kritikloser Bewunderung zusielen. Auch Frymann riet schon

vor dem Kriege von 1912/13 zur Aufgabe der Türkei und hielt Rumänien für den vollgültigen Ersatz, ein Zeichen, in wie verkehrter Beleuchtung er auch hier die Dinge gesehen hat. Der Gewinn Bulgariens für unsere Partei ist vielleicht von Haus aus nicht unser Verdienst als vielmehr das der Diplomatie Österreich-Ungarns, die damit die Früchte ihres Eintretens für eine Revision des Bukarester Friedensvertrages von 1913 geerntet hat.

Es ist also nicht zweifelhaft, daß wenn man nur das richtige Augenmaß anwendet, unsere auswärtige und innere Politik vor dem Kriege doch größere Erfolge gehabt hat, als Frymann und diejenigen, die seine Stimmung teilten, damals Wort haben wollten. Ich maße mir aber nicht an zu behaupten, daß etwa nichts fehlgeschlagen sei und gar nichts mehr hätte erreicht werden können. Vielleicht hätte ein rücksichtsloser Bestechungsfeldzug nach englisch-russisch-französischem Muster uns in der öffentlichen Meinung von Ländern wie Italien, Rumänien oder Belgien eine günstigere Position verschafft. In diesem Punkte muß unsere künftige auswärtige Politik alle Strupel verlernen und mit allen Mitteln arbeiten. Was wir mit Geld gewinnen, daran sparen wir Blut. Das ist eine wichtige Lehre des Weltkrieges. Man kann auch bezweifeln, ob die Behandlung Japans und Amerikas immer richtig war. Den „Panthersprung“ nach Agadir und das Marokko-Kongo-Abkommen hält Bülow, der dafür nicht mehr verantwortlich zeichnet, zwischen den Zeilen offenbar selbst nicht für eine Meisterleistung. Aber die Lichtseiten bleiben dessen ungeachtet bestehen, und das eben ist das Verdienst des Weltkrieges, daß sie gegenüber der früheren leidenschaftlichen Polemik nun zu ihrem Rechte kommen.

Der Weltkrieg mit seinen Tränen und Enttäuschungen, aber auch mit seinen Siegen und wertvollen Erfahrungen ist unser bester politischer Erzieher. Er gräbt den Ideologen das Wasser ab und nimmt den Frakturpolitikern, den Vertretern eines mißverstandenen Bismarckgeistes, manchen Wind aus den Segeln. Bevor das neue Reich gegründet wurde, bestimmten die Ideologen unsern politischen Verstand. Dann kam die Bismarcktradition und auch die Bismarcklegende obenauf, mit ihr jenes altliberale Reichspathos, das die Sozialdemokratie und den doch nicht immer ganz unberechtigten außerpreußischen Partikularismus, zu dem auch die reichsländischen Autonomiebestrebungen zu rechnen sind, so hoffnungslos unverdaulich fand, daß es sich, wie wenigstens das Buch von Frymann zeigte, nur noch vom verzweifeltsten Dreinschlagen, vom Staatsstreich, Erfolg versprach. Manche von uns waren nicht frei von einer Michelstimmung, die von sich sagte: Wo ich hinhaue, wächst kein Gras mehr; wenn ich nur erst einmal ordentlich zuhauen könnte! Wir wünschten keinen Krieg, aber wir hielten ihn für kein Unglück. Wir nannten Frankreich defadent, Rußland einen Kolosß mit tönernen Füßen und Englands Armee glaubten wir mit Bismarck bei ihrer Landung auf dem europäischen Kontinent arretieren zu können. Erst der wirkliche Krieg hat uns die wahren Nachtmittel unserer Feinde gezeigt und uns enthüllt, wie groß die Leistung

ist, eine deutsche Weltpolitik mit Erfolg zu treiben. Der Michelkultus darf nach dem Kriege nicht wiederkehren. Politik ist eine hohe Kunst und erfordert Menschen, die mehr sind als deutsche Michel. Ein ganzes Volk kann nur allmählich zu wirklicher politischer Reife gelangen. Man darf aber von den Deutschen, die auf glänzende Kulturleistungen zurückblicken, die seit dem alten Hellas und der italienischen Renaissance ihres gleichen suchen, die jetzt ringsum von Feinden umlagert, durch ihre wissenschaftlichen und technischen Fähigkeiten und durch ihre sittlichen Qualitäten sich behaupten, ohne weiteres erwarten, daß sie lernen werden, wie vor dem Kriege schon nun erst recht einer größeren politischen Reife zuzustreben. Das Vertrauen, das das Volk in Waffen bewährt hat, wird schließlich auch das Volk in den politischen Versammlungen nicht ganz zu Schanden werden lassen. Mag man also der Demokratie ruhig geben, was man ihr doch nicht auf die Dauer verweigern kann. An das rote Gespenst, das Frymann an die Wand malte, glauben wir nicht mehr, auch wenn unser eigenes politisches Bekenntnis nicht demokratisch ist. In der auswärtigen Politik aber würdige man mehr als bisher die stillen Wege, die langsamen Erfolge und die verstandskühle Erwägung, die Haß und Liebe, Begeisterung und Enttäuschung gleichermaßen zurückhält. Wir wollen uns nicht vornehmen, am deutschen Wesen die Welt genesen zu lassen. Weltverbesserung ist nicht unsere Aufgabe, das bringt die Vorsehung allein zuwege. Immer wieder, und gerade in diesem Kriege, werden bei uns wohlgemeinte Bücher und Aufsätze geschrieben, die einen sittlichen Fortschritt der Weltpolitik und eine ganz neue Kulturperiode der Menschheit durch deutschen Sieg verlangen. Vor solchen Träumen von einer deutschen Kulturhegemonie warnt sehr mit Recht auch Fürst Bülow in seinem Buche. Sagen wir lieber: Wir wollen unseren Anteil an der Weltherrschaft und zwar in ehrlicher Arbeitsteilung mit den Völkern und Staaten, die uns in unserem Existenzkampf als Bundesgenossen helfen. Damit sind wir ganz redlich und Freund und Feind gut verständlich. Wir wollen denn doch nichts Irdisches anbeten: weder die germanische Rasse, noch die deutsche Kultur, noch den preußischen Staatsgedanken. Aller wirklichen Vorzüge, die wir in diesen Gütern haben, wollen wir von Herzen froh sein, im übrigen aber als gute Christen glauben, daß die Welt nicht durch unsere Vernunft noch Kraft selig wird, wollen unsere Vergangenheit ehren und unsere Zukunft mit kräftiger Hand so gestalten, daß wir und unsre Kinder des Lebens wieder froh werden!

